

## Gender ohne Sex. Geschichte, Funktion und Funktionswandel des Begriffs »Gender«<sup>\*</sup>

*Übersicht:* Die Einführung des Gender-Begriffs in die Geschlechter- und Sexualitätsdebatte diene ursprünglich dazu, das, was im Begriff des Sex unterzugehen droht – seine soziale und psychische Konnotation –, semantisch zum Vorschein zu bringen: Gender lebt von der Kraft, mit der es sich vom Sex abstößt. Die Kraft dieser Abstoßung ist inzwischen in Vergessenheit geraten; geredet wird nur noch vom sexgereinigten Gender, und zwar im Sinne einer wissenschaftlichen und politischen Hauptmetapher. Reiche zeichnet die Entwicklung der Gender-Debatte bis hin zu ihrer völligen Loslösung von allen essentialistischen und materiellen Referenzen und Gehalten (die der Sex impliziert) im Werk von Judith Butler nach, in welchem alles und jedes »Konstruktion« ist – bis auf das Hetero, das eins ist mit der Ubiquität sozialer Macht im Sinne Foucaults. Demgegenüber beharrt Reiche darauf, daß Freuds Konzept der konstitutionellen Bisexualität an seinen Rändern offen genug ist, den Boden einer deterministischen Biologie zu verlassen und der Konstruiertheit des Geschlechts Genüge zu tun. Den Sieg von Gender über Sex deutet der Autor als ein Zeitzeichen, in dem sich der Wunsch nach einer konfliktfreien Sexualität verdichtet – auf Kosten der Verdrängung der Sexualität.

*Formulierung des Problems.* Der Ausdruck *gender* wird, in Abgrenzung zu oder als Nachfolger von *sex*, seit einiger Zeit gebraucht, wenn die psychischen und sozialen Konnotationen des Geschlechts oder des Geschlechtsbegriffs betont werden sollen. Überall wo *gender* semantisch etabliert ist, darf von *sex* nur noch dann gesprochen werden, wenn auf die biologische oder anatomische Basis des Geschlechts Bezug genommen wird. Falls solche Bezogenheit überhaupt noch anerkannt wird. In einigen Diskursen ist *gender* zur Leitfigur avanciert und hat, epistemologisch betrachtet, die alte Hauptmetapher *Trieb* verdrängt. Das gilt besonders für diejenigen geistes- und sozialwissenschaftlichen Diskurse, die von der Psychoanalyse berührt sind. Das sogenannte Verhältnis von Psychoanalyse und Gesellschaft läuft in diesen Diskursen zunehmend über *gender* und nicht mehr über *Trieb*.

Da wir im Deutschen für *gender* keinen eigenen Begriff haben und das angloamerikanische *sex* mit dem deutschen *Geschlecht* nicht in Deckung ist, ergeben sich notwendigerweise Schiefen, wenn wir *gender* und *sex*

<sup>\*</sup> Bei der Redaktion eingegangen am 28.4.1997.

;) übersetzen und ihren Gebrauch in den unterschiedlichen Diskursen nachvollziehen wollen. Der Wortstamm *sex* gibt im Englischen und besonders im Amerikanischen von seinen vielen Bedeutungen zum Beispiel einige an die sexuelle Erregung ab, die wir nur durch Lehnwortbildung nachvollziehen können: mit jemandem Sex haben; sexy. Diese Bedeutungen schwingen natürlich im Englischen auf eine andere Weise mit als in der deutschen Assimilierung von *sex*. Nun begleiten uns solche Schwierigkeiten von jeher. Wie lange haben wir unter den *instincts* gestöhnt, mit denen uns Freuds *Triebe* in der amerikanischen psychoanalytischen Literatur präsentiert wurden, bevor wir uns damit abfanden, daß die Engländer und Amerikaner gar keinen *Trieb als Grenzbegriff* in ihrer Sprache haben können, weil sie einfach keinen Deutschen Idealismus hervorgebracht haben. Jetzt stöhnen wir nur noch, wenn sich in einer besonders schönen Prosa Freuds *Triebschicksale* in der Rückübersetzung aus dem Amerikanischen über *vicissitudes of the instincts* in sinnlose *Wechselfälle des Instinkts* verwandelt haben (so in der deutschen Übersetzung eines Essays von Harold Bloom, 1989, S. 167).

Auch in der Psychoanalyse selbst sind Fragen und Themen, die noch vor 30 Jahren unter dem Namen *sex* abgehandelt wurden, ganz aus dem Diskurs verschwunden oder werden jetzt unter dem Namen *gender* erörtert. Dieser Zeitindex sei an einer klassischen Arbeit von vor 30 Jahren illustriert, nämlich an der tiefgreifenden Untersuchung von Judith Kestenberg über den Aufbau der inneren und der äußeren Genitalität in ihrem Unterschied für die männliche und weibliche Differenzierung. Das Erkenntnisinteresse dieser Arbeit war, entsprechend dem Geist der Zeit, sehr stark an der damaligen Präokkupation für die orgasmische Potenz der Frau und an der Unterscheidung von genitaler Reife und Pseudogenitalität orientiert. Ob zu Recht oder zu Unrecht: Hierfür interessiert sich, folgt man den wissenschaftlichen Diskursen, seit zwei Jahrzehnten niemand mehr. Damals wurden die heißen Fragen von heute – etwa nach dem Aufbau der Geschlechtsidentität – als beantwortet vorausgesetzt. Obwohl der gesamte Ansatz dieser und vergleichbarer Untersuchungen aus jener Zeit sehr leiborientiert ist, viel mehr, als wir dies heute gewohnt sind, und obwohl de facto der Aufbau von frühen proto-genitalen Körper-Selbstrepräsentanzen beschrieben wird, geschieht dies nicht mit Begriffen wie *identity* oder gar *gender identity*.<sup>1</sup> Ja, *gender* existiert in Ke-

<sup>1</sup> Kestenberg spricht zum Beispiel davon, daß sich beim kleinen Kind genitale Lust »oft als Nebenprodukt von Exploration oder Manipulation ergibt, die der Bestätigung der beständigen Präsenz des Organs dienen« (1968, S. 163). Ein typisches gender-identity-issue, das jedoch bei Kestenberg nicht unter diesem Namen verhandelt wird.

stenbergs Terminologie noch gar nicht – und *identity* hat keinen nennenswerten manifesten Stellenwert. Und doch ist Kestenberg latent mit denselben Fragen befaßt, die auch heute den ungenannten Hintergrund bilden, wenn über *gender identity* nachgedacht – und von orgasmischer Potenz und sexuellem Glück selbstverständlich keine Rede mehr ist.

Nehmen wir zum Kontrast eine Arbeit von Kernberg aus dem Jahr 1995. Dort stoßen wir auf einen kompletten Austausch der Semantik. Der herkömmliche Terminus *sex* ist dort ganz und gar durch *gender* ersetzt, auch bei einfachen biologischen Konnotationen. Es wird vom »parent of the opposite gender« gesprochen, wo eindeutig und schlicht der »gegen-geschlechtliche Elternteil« (1995, S. 33) gemeint ist. »The establishment of core gender identity« wird sogar irreführenderweise gleichgesetzt mit einem »integrated concept of self that defines the individual's identification with one or the other gender« (1995, S. 11). Irreführend, weil der »Kern« der *core gender identity* nach inzwischen einheitlichem wissenschaftlichem Gebrauch gerade in der Selbstzuordnung besteht, »that one belongs to one sex and not the other«.

! Gender kann nicht mit *gender* erklärt werden. Es lebt von der Kraft, mit der es sich vom *sex* abstößt. Jedenfalls war das die Intention bei der Einführung von *gender* – zunächst in die Wissenschaftssprache der winzigen und darum gut überschaubaren Szenen der *gender identity research*. *Gender* ist ein selten schönes Beispiel dafür, wie ein Begriff aus einer hochspezialisierten Wissenschaftssprache, in diesem Fall dem Schnittpunkt von Endokrinologie, Genetik und Psychoanalyse, heraustritt, einen Siegeszug durch die Geistes- und Sozialwissenschaften antritt und dort zu einer Hauptmetapher für Wissenschaftspolitik (*gender studies*) und politische Bewegungen (*gender movements*) wird. Zugleich wird diese Kraft der Abstoßung in Vergessenheit gebracht. Wo von *gender* gesprochen wird, wird das *sex* verdrängt – Verdrängung hier zunächst physikalisch und semantisch und gar nicht psychoanalytisch verstanden. Das obige Zitat aus einem Aufsatz von Kernberg steht zunächst für diese semantische Verdrängung und wurde ausgewählt, da Kernberg terminologisch für Sorgfalt und Kompetenz und gerade nicht im Verdacht steht, die Macht des Sexuellen zu verleugnen.

*Einführung des Begriffs »gender« bei Money und Stoller. Gender identity* ist ebensowenig wie *gender* ein genuin psychoanalytischer Begriff. Mehr noch, er war bis zum Jahr 1955 auch im Englischen ganz ungebrauchlich, ja fast vergessen. Der verhaltenswissenschaftlich orientierte Sexologe John Money (1955) hat ihn – in einer echten semantischen Not-

lage – eingeführt, als er darstellen wollte, daß und wie Intersexes, vor allem Hermaphroditen mit unklaren und widersprüchlichen Merkmalen des Körpergeschlechts (*sex*) dennoch eine eindeutige Geschlechtsidentität (*gender*) ausbilden können, die »im Widerspruch« zum Körpergeschlecht steht.

Mir ist es lange Zeit ebenso gegangen wie vielen anderen: vom deutschen »Geschlecht« fanden wir nur sehr schwer einen Zugang zu der Doppelung *sex/gender* – und als wir ihn einigermaßen gefunden hatten, nahmen wir natürlich an, wie die Kinder im Spracherwerb, es hätte diese Doppelung auch im Englischen schon immer gegeben. Das ist keineswegs so; Money belehrt uns in einem persönlichen Rückblick auf *die Geschichte des Konzepts Gender Identity Disorder* (1985, 1994), daß in der Originalausgabe des *Oxford English Dictionary* die Ungebräuchlichkeit dieses Wortes dadurch belegt wird, daß zwei knappe abgelegene Zitate angeführt werden können, in denen es überhaupt erscheint. Der Begriff hat dann nach 1968, nachdem ihn Robert Stoller in *Sex and Gender* für die Psychoanalyse adaptiert hatte, in der Stollerschen Version die psychoanalytische Bühne ziemlich rasch erobert. Und danach eine ganze Reihe anderer Bühnen, die ihrerseits nicht mehr wissen oder wenigstens nicht mehr wissen wollen, über welche Wege sie zu ihrer Hauptmetapher *gender* gelangt sind. Unter wissenschaftsgeschichtlichen Gesichtspunkten wäre es sehr interessant nachzuzeichnen, (1) warum die theoretischen Fragen von primärer Maskulinität und primärer Femininität seit 1935, also seit Karen Horney und Ernest Jones' Einspruch gegen Freuds Theorie der primären Maskulinität (Frau als Mängelwesen), bis 1968 liegen geblieben waren und hauptsächlich eine offizielle Nicht-Existenz, also eine Existenz in der Verleugnung geführt hatten; (2) warum diese Lücke erst und gerade 1968 wieder bewußt wurde; (3) warum dann gerade die Version Stollers, trotz ihres stark verhaltenstheoretischen Einschlags (Stichworte: *core gender identity* als *imprinting*-Vorgang, *biological force*, *primary femaleness*), auch von denjenigen Analytikern übernommen wurde, die sonst auf alle Brückenschläge zu den Beobachtungs- und Verhaltenswissenschaften eher aversiv reagieren und ob dies (4) vielleicht mit der besonderen Komplexität zusammenhängt, die uns von Freuds Konzept der Bisexualität zugemutet wird. Jedenfalls ist es eine Nebenwirkung des Konzepts *gender*, beabsichtigt oder unbeabsichtigt, daß es das Konzept *Bisexualität* verdrängt.<sup>2</sup>

<sup>2</sup> Resistent gegen *core gender identity* bleiben darum meist solche Autoren und Schulen, für die das Freudsche Konzept der Bisexualität eine konstitutive Rolle spielt. Dies gilt, aus

Und als kleine deutsche Besonderheit: (5) wie dann der Begriff *gender* allmählich in die deutsche Wissenschaftssprache eindringt,<sup>3</sup> dort das *Geschlecht* verdrängt – und mit dieser Verdrängung zugleich die andere Seite des *gender*, nämlich das *sex* verdrängt wird. In der vorliegenden Arbeit beschränke ich mich jedoch auf einige Hinweise darauf, wie das Verschwinden des *sex* aus dem *gender* durch die psychoanalytische Konstruktion des Begriffs selbst nahegelegt wird.

Was mit und seit Stoller *core gender identity* genannt wird, ist die isomorphe Selbstidentifizierung mit dem eigenen biologischen Geschlecht (*sex*) – oder aber die Abweichung davon, im Extrem also anisomorphe Selbstidentifizierung mit dem anderen biologischen Geschlecht (sog. Transsexualität). In der knappen und prägnanten Formulierung von Stoller (1968, S.10): »*Gender identity* starts with the knowledge and awareness, whether conscious or unconscious, that one belongs to one sex and not the other ...« *Gender* beginnt also mit *sex* – nämlich mit der Selbstgewißheit *einem* der beiden Geschlechter (*sexes*), gleichgültig welchem, anzugehören. Die *core gender identity* ist nach heutiger wissenschaftlicher Forschung – oder besser: Übereinkunft – im Alter von etwa zwei Jahren soweit festgelegt, daß das Kind sich selbst als mit seinem biologischen Geschlecht (*sex*) in Übereinstimmung befindend erkennt und – im Normalfall – also von sich sagt: ich, Jane, bin ein Mädchen; ich, John, bin ein Junge. Und im extremen Abweichungsfall der Vollbild-Transsexualität im Gegenteil von sich sagt: ich, Jane, bin ein Junge in einem falschen (weiblichen) Körper; ich, John, bin ein Mädchen, in einem falschen (männlichen) Körper. Stoller zufolge entsteht diese *core gender identity* normalerweise konfliktfrei – also gleichsam natürlich und un bemerkt.

Mit den folgenden Sätzen fasse ich zusammen, wie ich mir vorstelle, wie sich Stoller das vorstellt, was im heutigen (psychoanalytischen) Sprachgebrauch oftmals nicht so streng als *gender identity* bezeichnet wird: Er stellt sie sich wie zwei Kreise oder Schichten um einen Kern herum vor.

1. Der innere Kern ist das Körpergeschlecht (*sex*), genauer: dessen verschiedene morphologische, endokrine, anatomische usw. Substruktu-

---

unterschiedlichen Gründen, für viele französische Schulen und Autoren (vgl. stellvertretend: David, 1973) , für die englischen Kleinianer und für Sexualwissenschaftler wie Düring (1996, S.37), Meyenburg (1996, S.316) und Sigusch (1992, S.123).

<sup>3</sup> Vgl. als Beispiel für die Umstellung der Semantik etwa den Titel: »Genderaspekte im Schüler-Lehrer-Verhältnis«, von Gerhard Amendt (1996, S.372 f.). Hier wird nichts anderes verhandelt als das, was früher »geschlechtsspezifisch« genannt wurde. Vgl. weiter: Agnes Dietzen (1993): »Soziales Geschlecht. Soziale, kulturelle und symbolische Dimensionen des Gender-Konzeptes.«

2. ren, denn *sex* ist bereits eine von uns konstruierte Synthese. Um diese Kern-Gestalt legt sich – isomorph (körpergestaltentsprechend) – oder anisomorph (körpergestaltwidersprechend) ein Mantel, der dann seinerseits zum Kern wird: die *core gender identity*. Und um diese herum legen sich dann vielgestaltige Selbst- und Objektrepräsentanzen usw. usf., alles das, was *in summa* als *gender role* oder als *gender role identity* bezeichnet wird. Dieses Dreischichtenbild und die Annahme der konfliktfreien Entstehung der *core gender identity* werden von Person und Ovesey und von anderen Forschern geteilt und in der Folge kanonisiert.<sup>4</sup>
- 3.

Demgegenüber hatte Money – der psychoanalytische Modelle explizit ablehnt – eine Vorstellung entwickelt, die in sich die schöne Paradoxie mitführt, viel stärker mit der psychoanalytischen Metapsychologie und mit dem psychoanalytischen Menschenbild in Deckung zu sein. Money hatte sich nach langen Qualen, geboren aus dem Erschrecken darüber, was sein Kind *gender* in der Welt anrichtete, zu einer Umbenennung genötigt gesehen:

»Die sprachliche Notwendigkeit eines singulären Nomens, das die Dualität von *gender identity* und *gender role* vermeidet, erfüllt ein Akronym, das beide zusammenführt: *G-I/R*. *Gender identity* ist das persönliche Erleben von *gender role*, und *gender role* ist die öffentliche Manifestation von *gender identity*. Sie sind zwei Seiten einer Münze und konstituieren die Einheit von *G-I/R*. *Gender identity* ist das Gleichbleiben, die Einheit und Fortdauer der eigenen Individualität als männlich, weiblich oder androgyn in mehr oder minder starkem Ausmaß, insbesondere wie es im Selbstbewußtsein erlebt und im Verhalten erfahren wird. *Gender role* ist alles, was eine Person sagt oder tut, um anderen oder sich selbst zu zeigen, in welchem Ausmaß sie männlich, weiblich oder androgyn ist; das schließt sexuelle und erotische Erregbarkeit und Reaktion ein, ist aber nicht darauf beschränkt.« (1994, S. 26)

Dieses Akronym wird sich kaum durchsetzen. Wie viele haben sich nicht vergeblich bemüht, ein Wort zu schöpfen und mit ihm die Welt zu verändern! Money wurde dieses Glück zuteil. Es wäre doch wirklich zu unbeschneiden, der Menschheit ein Kind zu schenken, das von dieser jubelnd aufgenommen wird, um dann diesem Kind nachzurufen: Halt, so war es nicht gemeint. Akronyme lassen sich nicht einfach erdenken und dekreten. Im übrigen scheint Money mit einem besonderen sprachlichen Gefühl begabt zu sein: In dem unaussprechbaren und darum in der gesprochenen Sprache notwendig verschwindenden Schrägbalken zwischen dem I und dem R des G drückt sich nochmals aus, daß mit seiner Wortschöpfung die Spannung von innen und außen verschwindet, die der Geschlechtsbegriff enthielt.

<sup>4</sup> Vgl. etwa den dogmatisch konzipierten Überblick von Tyson (1982), die oben zitierte Arbeit von Kernberg (1995) oder, für den deutschen Sprachraum, das Lehrbuch von Mertens (1992).

Unsere Zwischenbilanz lautet: *core gender identity* ist keine empirische Tatsache, sondern ein wissenschaftliches Konzept. Dieses Konzept besteht im Kern aus einer Metapher, nämlich »Kern« (*core*). Somit haben wir das Bild, daß Geschlechtsidentität aus einem unveränderbaren Kern bestehe, vergleichbar dem »gewachsenen Fels« bei Freud, und darüber liegenden, konfliktbedingten und der Veränderung zugänglichen Schichten. Dieser »Kern« wird bei Stoller vage als von einer biologischen Kraft (*biological force in imprinting core gender identity*) herrührend gedacht. Diese Kraft verweist jedoch gerade nicht auf die *konstitutionelle Bisexualität*, die bei Freud den Kern (»Fels«) von Identität und Konflikt bildet. Die Bedeutungen des Konzeptes der Bisexualität werden vielmehr unter der Hand fallengelassen – wahrscheinlich (aber dieser Frage gehe ich hier nicht weiter nach), weil das Konzept *Bisexualität* zu komplex, zu philosophisch und darum zu »spekulativ« (Stoller, 1968, S. V) ist. Wie an so vielen erfolgreichen Konzepten kann man auch an *core gender identity* beobachten, daß es mit wachsendem Gebrauch zunehmend nicht mehr als Konzept, sondern als Tatsache behandelt wird.

*Fragen an »core gender identity«.* Ein so weitreichendes Konzept wie *core gender identity* ist natürlich im Laufe der Jahre auch auf Kritik gestoßen. Ich möchte zunächst zwei Themen erwähnen, die ich in diesem Aufsatz nicht weiter verfolgen werde, weil bereits Person und Ovesey (1983) sie in Abgrenzung ihrer eigenen Position gegenüber der von Stoller ausführlich behandelt haben. Danach möchte ich auf drei weitere Folgeprobleme dieses Konzeptes eingehen.

(1) Stoller nimmt für den Entwicklungszustand vor der Ausbildung dessen, was er *core gender identity* nennt, eine primäre oder Proto-Feminität bei beiden Geschlechtern (sexes) an. Diese Annahme ist ebenso unhaltbar wie Freuds ursprüngliche Annahme einer *Proto-Maskulinität* bei beiden Geschlechtern (Frau als penisloses Wesen).

(2) Um eine psychoanalytische Theorie der *core gender identity* zu etablieren, ist kein Rückgriff auf Prägung (*imprinting* im Sinne Stollers) notwendig. Da wir »als Psychoanalyse« sowieso keine vollständige Theorie der Geschlechtsidentität schaffen können,<sup>5</sup> genügt es, was unseren Beitrag zu dieser Theorie betrifft, mit unseren eigenen konventionellen Begriffen – wie Identifizierung, Introjektion, Besetzung; und deren Derivaten wie Desidentifizierung, Gegenbesetzung usw. – zu operieren.

<sup>5</sup> Um sich hiervon zu überzeugen, genügt ein Blick auf ein Schaubild, mit dem John Money (1985; 1994, S. 27) die Emergenz von *gender identity* aus dem Zusammenspiel von körperlichen, sozialisatorischen und mentalen Faktoren hervorgehen läßt.



(3) Brauchen wir überhaupt eine Differenzierung von *gender identity* und *core gender identity*? Wurde die Trope *gender* nicht gerade kreiert, um den Kern der Abstoßung von der Trope *sex* in der Geschlechtsidentitätsbildung zu markieren? Das ganze Problem der sexuellen Objektwahl, also die Verschränkung/Differenzierung von Selbst und Objekt in Bezug auf libidinöse Besetzung (also auch die Kern-Frage, ob die Objektwahl hetero- oder homosexuell ausfällt) wird durch die Konstruktion eines Konzeptes von *core gender identity*, die der Ausbildung der *gender role* vorausgehe, nicht nur nicht gelöst, sondern regelrecht unlösbar. Da *role identity* ein genuin soziologischer Begriff ist, ist es fraglich, ob man ihn überhaupt ohne Kontamination unserer eigenen Begriffe – Objektwahl, Identifizierung, usw. – übernehmen kann. Diese Einwände gelten erst recht für Stollers Annahme, es gebe auch Fälle von *konfliktfrei erworbener transsexueller core gender identity*. Diese Auffassung wird zu Recht von vielen Psychoanalytikern zurückgewiesen, die sich mit dem Problem der Transsexualität beschäftigen. Wenn wir nun aber Transsexualität, Transvestitismus und einige Formen von (effeminierter) Homosexualität unter dem Gesichtspunkt der *core gender identity* als *cross-gender disorders* zusammenfassen und bei ihnen *konfliktvolle* Prozesse in der Bildung der *core gender identity* annehmen, dann stehen wir wieder vor dem Problem, daß wir zwei Gruppen von Menschen (oder Patienten) konstruiert haben: solche mit und solche ohne konfliktfreie Entstehung der Geschlechtsidentität. Damit werden die Probleme nicht gelöst, sondern nur verlagert. Besonders zu nennen: die unbewußte und in Analysen in Derivaten immer bewußt werdende bisexuelle Position in der Geschlechtsidentität (also: universelle unbewußte *core gender ambiguity*); die latenten bzw. abgewehrten Beträge von Proto-Perversion in jedem von uns; das Rätsel der Heterosexualität. Freud hat uns die Aufgabe hinterlassen:

»Für die Psychoanalyse ist also auch das ausschließliche sexuelle Interesse des Mannes für das Weib ein der Aufklärung bedürftiges Problem und keine Selbstverständlichkeit .... Die psychoanalytische Forschung widersetzt sich mit aller Entschiedenheit dem Versuche, die Homosexuellen als eine besonders geartete Gruppe von den anderen Menschen abzutrennen« (1905, S. 44 Anm.).

Wenn wir uns jedoch auf einen konfliktfreien Prototyp der Bildung von *core gender identity* einigen, sind wir schon halb auf dem Weg zu einer heterosexuellen Selbstverständlichkeit. Paradoxerweise sind wir dann zugleich bei einer homosexuellen Selbstverständlichkeit, die wir ebenso wenig akzeptieren können: denn die meisten Männer, die später homosexuell werden, haben, *nachträglich* betrachtet, schon immer gewußt,



daß sie homosexuell sind und gleichzeitig schon immer eine klare *male core gender identity* ausgebildet, die auch dann, wenn sie sich später einer psychoanalytischen Kur unterziehen, selbst in den tiefsten Erfahrungen dieser Kur, niemals in Zweifel gezogen wird.

Ob wir mit dem Begriff der *core gender identity* operieren wollen oder nicht – wir müssen feststellen: In Analysen bleiben die Wurzeln der (co-) gender identity im allgemeinen auch dann stumm, wenn diese Analysen bis zum Grund gehen oder, in der tiefen Sprache des Deutschen Idealismus ausgedrückt, wenn diese Analysen zu sich selbst gekommen sind.<sup>6</sup> Daran wird noch einmal deutlich, daß es sich bei dem Konzept der core gender identity nicht um einen aus der Analyse heraus entwickelten, sondern um einen Grenz- oder Differenzbegriff handelt. Als solcher hat er sich daran zu bewähren, ob er Freuds noch immer offene Forderung einlösen hilft, »... daß auch das ausschließliche sexuelle Interesse des Mannes für das Weib ein der Aufklärung bedürftiges Problem und keine Selbstverständlichkeit ist«. Ihn so prüfend werde ich im folgenden den Begriff aus heuristischen Gründen weiter verwenden, auch wenn ich nicht überzeugt von ihm bin.

(4) Daß die *core gender identity normalerweise konfliktfrei erworben* werde, ist unter denjenigen Forschern, die dem Konzept überhaupt folgen, herrschende Lehre geworden. Sie wird von Person und Ovesey ebenso geteilt, wie von Tyson oder Kernberg. Ich möchte einige Gedanken vortragen, die in die Gegenrichtung gehen.

Leben bedeutet immer Trennung; Trennung bedeutet immer Konflikt (oder Prä-Konflikt, z.B. paranoid-schizoides Projizieren), auch schon vor der Etablierung einer normalen – sogenannt konfliktfreien – *core gender identity*. Ich glaube, daß es der Wahrheit viel näher kommt, auch hier ein operationelles Kontinuum von Konflikt anzunehmen: von »normalen«, latenten, stumm bleibenden Prä-Konflikten bis hin zu schweren Traumatisierungen. Das würde auch davor bewahren, die in jüngster Zeit – im Gefolge der *gender-identity*-Konzepte – sogenannten *cross gender disorders* (Transsexualität, Transvestitismus und offen effe-

<sup>6</sup> Diese Beobachtung kann man, wie an vielen anderen Fall-Präsentationen, auch an einer Fall-Darstellung von Ronald Baker (1994) nachvollziehen. Ich zitiere sie hier zum Beleg, weil es sich um eine der in jeder Hinsicht tiefsten und authentischsten Analysen einer Perversion handelt, die in der Geschichte der Psychoanalyse publiziert worden ist. Auch dort, wo Baker dem Patienten Paul Deutungen gibt, die sich auf dessen abgewehrte homosexuelle Wünsche und auf seinen Impuls beziehen, den Analytiker zum Schlüpfer der Mutter zu machen und sich solcherart in diesem Mutterschlüpfer aufzuhalten, spricht Paul als *male gendered subject* zu einem *male gendered object* und stellt die Tatsache des *being gendered* nie in Frage.

minierte Typen von Homosexualität) aus den übrigen Perversionen herauszulösen.<sup>7</sup> Nach meiner klinischen Erfahrung operieren alle Perversionen mit massiver gender ambiguity (im Sinne der Verwendung dieses Terminus bei Person und Ovesey) – aber fast alle entsprechenden Patienten haben eine eindeutige isomorphe core gender identity. Das bedeutet: Soweit es sich um Männer handelt, würden sie niemals anzweifeln, ein Mann und nur ein Mann zu sein, auch im schwersten Triebdurchbruch nicht und auch nicht in der tiefsten Übertragungsregression. Diese *gender ambiguity* wird bei allen Perversionen sexualisiert und steht bei allen Perversionen im Zusammenhang mit traumatischer Über- oder Unterstimulierung durch das Primärobjekt.<sup>8</sup> Ich behaupte darum: Die gender ambiguity gehört nicht nur irgendwie zur Perversion, auch nicht zu einem sekundären Mantel, dem man als gender role bezeichnen könnte. Sie bildet vielmehr den Identitätskern (identity core) des Individuums, das eine Perversion ausbildet oder homosexuell werden wird. Wenn wir die Dinge so betrachten, sehen wir die Unveränderbarkeit von Perversion und Homosexualität durch Psychoanalyse, was den sexuellen Kern (»gewachsenen Fels«) betrifft, in einem neuen Licht. Wir werden dann eine Veränderung des sexuellen Kerns bei homosexuellen und perversen Analysanden ebensowenig erwarten wie bei allen anderen Analysanden.<sup>9</sup> Wie immer wir zu dieser Frage stehen, können wir an dieser Stelle

<sup>7</sup> Anders als Stoller halte ich das »transsexual experiment« nicht für das »Experiment der Natur« par excellence, an dem die Psychoanalyse den Aufbau der gender identity studieren kann. Wenn wir die veröffentlichten psychoanalytischen Falldarstellungen über die Behandlung transsexueller Patienten ehrlich prüfen, werden wir entweder auf klinische *Beobachtungen und Explorationen* stoßen (was insbesondere auf Stollers Fälle zutrifft) oder aber auf *erzwungene und gescheiterte Behandlungen*, in denen es kaum jemals zu einem autonomen psychoanalytischen Prozesses gekommen ist. Die Bildung der (core) gender identity kann man viel besser an solchen Individuen mit gender ambiguity (insbesondere Perversionen) studieren, die von sich aus Psychoanalyse haben wollen, weil sie einen Konflikt haben und nicht weil sie das Geschlecht (sex) geändert haben wollen. – Transsexuelle sind für den Psychoanalytiker, der sie psychoanalytisch behandeln möchte, in erster Linie ein *Experiment der grauenvollen Grenzerfahrung* von Zerstückelung, Auflösung, Zerrissenheit und Unbehaustheit in den induzierten Erlebnissen der Gegenübertragung. Diese Erfahrung haben, ebenso wie ich, alle Kolleginnen und Kollegen gemacht, die ich danach gefragt habe – und die aus unterschiedlichen Gründen keinen Wert darauf legen, über diese Erfahrung öffentlich zu berichten.

<sup>8</sup> Diese Auffassung habe ich näher entwickelt in Reiche (1996).

<sup>9</sup> Am Ende der sehr langen Analyse des Patienten Paul (vgl. Anm. 7) – nach meiner Hochrechnung über 15 Jahre – fragt sich der Analytiker, ob die klinischen Besserungen, zu denen es schließlich gekommen ist, sich echten psychischen Änderungen verdanken oder nicht vielmehr darauf beruhen, daß der Patient Paul »is experiencing the analyst as a suitable object for the enactment of perverse fantasies« (Baker, 1994, S. 749) In anderen Worten, ob »the lifeline for Paul is the gratification that he experiences in the transference« (S. 749) – Diese Fragen des Analytikers sind getragen von der stummen Hintergrundüberzeugung,

doch festhalten: *Die Einführung des Konzeptes core gender identity zieht die Verdrängung des Freudschen Konzeptes der konstitutionellen Bisexualität nach sich. Isolierte Bruchstücke dieses Konzeptes tauchen dann unter Namen wie »imprinting« oder »gender ambiguity« wieder auf. Aber die bei Freud angelegte Verklammerung von Trieb und Identität bzw. von Sexualität und Triebsschicksal ist dann regelmäßig verlorengegangen.*<sup>10</sup> Ich werde diesen Faden wieder aufnehmen. Davor muß ich mich einem schwierigen Komplex zuwenden, der sich ebenfalls nicht rein klinisch-empirisch entscheiden läßt, weil die klinische Sicht auch hier wieder von der theoretischen Konzeptualisierung getragen wird.

(5) Die gender identity, wie auch immer diese ausfällt ( wie normal, defizitär, rudimentär oder konflikthaft usw.), »geht der Sexualität in der Entwicklung voraus und organisiert diese und nicht umgekehrt (gender precedes sexuality in development and organizes sexuality, not the reverse)« (1983, S. 221)<sup>11</sup> – so die Schlußfolgerung von Person und Ovesey in ihrer Kritik an Stoller. Diese Sichtweise ist von vielen Autoren und Lehrbüchern übernommen worden. Sie muß, wenn sie nicht dialektisch verstanden wird, zu Mißverständnissen führen. Sicher muß man, um überhaupt libidinöse, aggressive oder narzißtische Selbst- und Objektbesetzungen vornehmen zu können, eine wie auch immer geartete gender

---

daß diese perversen Phantasien eigentlich nicht sein dürften. Wenn man sie statt dessen als etwas konzeptualisiert, *das ist und daß das Subjekt hiermit seine Identität dokumentiert (bebildert)*, stellen sich alle Fragen von »psychic change«, von »experiencing the analyst as a suitable object« usw. in einem anderen Licht.

<sup>10</sup> Freuds Konzept der konstitutionellen Bisexualität habe ich in *Geschlechterspannung* (1990) nachgezeichnet. »Konstitutionelle Bisexualität« zielte bei Freud keineswegs auf manifestes bisexuelles Verhalten und nur am Rande auf latente bisexuelle Wahlmöglichkeiten, sondern zentral auf das »Zugrundeliegende« (~ »Konstitution«), auf den »gewachsenen Fels« – auf das also, was wir heute mit unterschiedlichen psychoanalytischen Konzepten als primäre Identifizierungen, als Urverdrängung, als Präkonzepte usw. zu fassen versuchen. Wenn wir den Blick auf die intersubjektive Seite der Herstellung (~ »Konstitution«) dieser Generierungen richten, werden wir gewahr, daß immer ein »ursprünglich« (~ »konstitutionell«) formal-homosexuelles (oder homomorphes) und ein formal-heterosexuelles (heteromorphes) Element zur Gestaltbildung verwendet wird.

<sup>11</sup> »Normal core gender identity arises from the sex of assignment and rearing. It is non-conflictual and is cognitively and experientially constructed. On the other hand, gender role identity, both normal and aberrant is shaped by body, ego, socialization and sex-discrepant object-relations. Unlike normal core gender identity, it represents a psychological achievement and is fraught with psychological conflict ... Psychoanalysis ... can play no part in explaining the origin of conflict-free normal core gender identity. Psychoanalytic theory can, however, as we have demonstrated in this paper sharply illuminate those aberrations of core gender identity which stem developmentally from conflicts during the separation-individuation phase and produce gender ambiguity. Similarly, psychoanalytical theory is essential for the understanding of both normal and aberrant gender role identity (1983, S. 222).

*identity* (oder auch: *core gender identity*) ausgebildet haben. Man kann nur – und jetzt betreten wir, ob wir wollen oder nicht, philosophischen Boden – *als jemand* eine solche Besetzung vornehmen. Und dieses *als jemand* kann man sich gar nicht anders als schon immer vektoriell »sexed« oder »gendered« vorstellen. Denn sonst würden die Besetzungspartikel (mithilfe welchen psychoanalytischen Konzeptes auch immer diese erfaßt werden sollen) frei im Raum herumfliegen und müßten beim Aufprall mit einem Selbst/Objekt zu zerstörerischen Entladungen führen (»Entbindung« statt »Bindung«). Meistens wird diese zentrale Behauptung von Person und Ovesey jedoch anders verstanden, und ich habe den Eindruck, auch von ihnen selbst wird sie anders verstanden. Nämlich konkretistisch phasenspezifisch auf der Zeitachse: Erst werde die *core gender identity* ausgebildet, und danach würden sexuelle Besetzungen, Identifizierungen usw. gebildet (die dann definitionsgemäß zur *gender role* gehören). Ähnliche Formulierungen von Stoller, von Tyson und anderen legten die Spur, die schließlich zu einer Lehrmeinung führt, die »sexuelle Partnerorientierung« sei ein nachgeordnetes Problem. Nach dieser Lehrmeinung wird zuerst – konfliktfrei – die Kerngeschlechtsidentität gebildet; um diesen Kern herum bildet sich dann – konfliktabhängig – die Geschlechtsrollenidentität; wenn diese weit genug ausgestaltet ist, wird – im Durchlauf des Ödipuskomplexes – die sexuelle Objektwahl festgelegt.

*Proto-Geschlechtsidentität und Proto-Objektwahl.* Dagegen erscheint mir eine andere Konzeptualisierung viel realitätsgerechter zu sein: Der Kern (core) der Geschlechtsidentität und der latente Kern der erst viel später manifest werdenden sexuellen Objektwahl (hetero- und homosexuell oder aber unbelebte [perverse] Objekte) werden gleichsinnig, in einem Vorgang, etabliert. Die *core gender identity* ist, ich wiederhole, epistemologisch keine empirische (klinische) Tatsache, sondern ein metapsychologisches Konzept. Und dieses Konzept führt zu Fehlschlüssen, wenn es nicht mit einem Konzept verbunden wird, dem man den Titel *core object choice* geben könnte (falls man das *core gender*-Konzept unbedingt aufrechterhalten möchte).<sup>12</sup> Mit diesem *core* ist die sexuelle Proto-Objektwahl bezeichnet, die gleichursprünglich mit der sexuellen Proto-Identität geschaffen wird. Erst durch die Verbindung der beiden

<sup>12</sup> Diese Ansicht wird im Ansatz auch von Kernberg vertreten: »Die Etablierung der *core gender identity* ... kann nicht getrennt von der Etablierung eines korrespondierenden integrierten Konzeptes des Anderen gesehen werden, das eine Beziehung zu diesem als einem begehrten sexuellen Objekt einschließt« (1995, S. 11).

Pfeiler Proto-Geschlechtsidentität und Proto-Objektwahl läßt sich die Brücke zurück zum Konzept der konstitutionellen Bisexualität (Freud) schlagen.

! Entsprechend dem Lust-Unlust-Konzept Freuds ist jede psychische Tätigkeit, also auch die »Errichtung« einer *core gender identity*, mit Unlust, also auch mit Konflikt (oder: Präkonflikt) verbunden. Meine eben dargelegte Sichtweise der Gleichursprünglichkeit von Proto-Geschlechtsidentität und von sexueller Proto-Objektwahl kann ich am besten mit einer Formulierung von Jean Laplanche über die Emergenz des Sexualtriebs verdeutlichen.

Wenn man, wie Laplanche, alle vitalistischen und metaphysischen Einschläge im Trieb-Konzept Freuds ablehnt, also auch ein »absolutes« oder primordiales Es ablehnt, aber dennoch am Triebbegriff festhalten möchte, dann muß man den Sexualtrieb durch eine intersubjektive Bewegung begründen: »Die Bewegung, die den Sexualtrieb begründet, ist keine andere als jene, die den psychischen Apparat differenziert: Es ist die Urverdrängung. Der Ausgangspunkt der Bewegung ist die »Urverführung«, welche nicht aufgefaßt werden darf als besondere »sexuelle Umtriebe« von seiten des Erwachsenen, sondern als die Tatsache, daß das unreife Kind mit Botschaften, die mit Sinn und Begierde beladen sind, konfrontiert ist, deren Schlüssel es jedoch nicht besitzt (die »rätselhaften Signifikanten«). Die Anstrengung, um das Trauma zu binden, das die Verführung begleitet, führt letztlich zur Verdrängung jener ersten Signifikanten und deren metonymischen Ableitungen. Diese unbewußten Objekte oder unbewußten Sachvorstellen begründen die Quelle des Triebes (Quell-Objekte)« (1988, S. 187).

! In Bezug auf mein Thema lese ich diese mir einzig plausible Triebtheorie so: In den elterlichen Botschaften im Umkreis des *sex-assignments*, also der Primärobjekt-Botschaften, die zur Bildung der *core gender identity* führen, müssen grundsätzlich (strukturlogisch) mindestens Spuren von nicht assimilierbaren Elementen enthalten sein. Diese Spuren organisieren als »unbewußte Objekte« zusammen mit der Identität auch die Objektwahl. Die sog. *core gender identity* geht nach dieser Sicht aus der Verschränkung der (im weitesten Sinn) sexuellen Berührung durch das Primärobjekt mit der (im weitesten Sinn) sexuellen Selbst-Berührung hervor. Diese Verschränkung ist im deutschen *Geschlecht* enthalten, das alle Doppeldeutigkeiten und Spannungen von *sex* und *gender* in sich birgt. Aber sie war möglicherweise auch im englischen *sex* enthalten. Auch das anglo-amerikanische *sex* enthielt ja Doppeldeutigkeiten und Spannungen, die präzis durch die drei Tropen *sexes*, *sexual*, *sexy* charakterisiert sind und von denen es mindestens für die dritte Trope keine deutsche Entsprechung gibt. Durch die Neuordnung der Zuständigkeiten von *sex and gender* geht diese Doppelung verloren.<sup>13</sup>

<sup>13</sup> Stoller möchte »sex« ganz auf die biologische Basis des Geschlechtsdimorphismus beschränken: »... It will help our discussion of these problems to distinguish two different orders

Ich möchte an zwei Beispielen illustrieren, wie ich diese Gleichursprünglichkeit von Proto-Geschlechtsidentität und Proto-Objektwahl verstehe. Es handelt sich jeweils um lange Psychoanalysen, und ich möchte die *rätselhaften Botschaften* (Laplanche), denen, wie ich mir vorstelle, meine Analysanden bei ihrer Ankunft in der Welt ausgesetzt waren, jeweils zu einem Satz verdichten. Mit dieser Verdichtung möchte ich wiederum unterstreichen, daß es sich um Vorgänge handelt, die man klinisch nicht direkt beobachten kann. Es sind Konstrukte, verschmolzen aus dem biografischen Material des Analysanden und den Übertragungsszenen des analytischen Prozesses.

Ein wohlhabendes Elternpaar hat fünf Söhne. Die ersten drei sind verheiratet, haben Kinder und unauffällige berufliche Karrieren. Der vierte und der fünfte sind homosexuell geworden und auch beruflich aus der Familientradition ausgeschert. Das vierte Kind, mein Analysand, sollte nun wirklich ein Mädchen werden, nachdem schon beim dritten dieser sehnliche Wunsch nicht in Erfüllung gegangen war. Der Vorname, Barbara, war schon bestimmt. Man könnte die Derivate – Laplanche würde hier von »traductions« sprechen – der *rätselhaften Botschaft*, mit der dieses vierte Kind bei seiner Geburt von seiner Mutter empfangen wurde, in dem Focus zusammenfassen: »Du hättest eigentlich ein Mädchen werden und Bärbel heißen sollen. Aber nun bist Du ein Bernd geworden – und ich werde Dich als diesen Jungen lieben, wenn Du mir versprichst, daß Du so werden wirst, wie Bärbel geworden wäre, und das für mich sein wirst, was Bärbel für mich geworden wäre.« Dieser Mann hat eine eindeutige isomorphe (also körperentsprechende) *core gender identity*, wäre auch niemals in seinem Leben »lieber ein Mädchen gewesen«, hat aber in der Analyse die Fähigkeit entwickelt, präzise zu erkennen, wann und wo er in Gefahr ist, »Bärbel zu verraten« oder, in Winnicotts Sprachspiel ausgedrückt, den wahren-Bärbel-Selbst-Anteil zu verraten. Für diesen Mann ist, aus der Retrospektive betrachtet, niemals etwas anderes in Frage gekommen als einen Mann sexuell zu lieben – obwohl er, den sekundären Sozialisationsbedingungen entsprechend, die zum Bereich der Ausbildung der *gender role identity* gehören, erst sehr spät, nach dem Abitur, wußte, daß er homosexuell ist. Es wäre sozusagen ein Verrat an Bärbel, wenn er nicht einen Mann, sondern eine Frau lieben

---

of data: sex and gender. ... I prefer to restrict the term *sex* to a biological connotation. Thus, with few exceptions, there are two sexes, male and female ... *Gender* is a term that has psychological or cultural rather than biological connotations. If the proper terms for sex are ›male‹ and ›female‹, the corresponding terms for gender are ›masculine‹ and ›feminine‹; these latter may be quite independent of (biological) sex« (1968, S.9)

würde. Ein solcher Verrat kommt überhaupt nicht in Frage. Natürlich war seine Mutter ebenso unglücklich wie sein Vater, als sie erfahren mußten, daß nun auch er, wie schon sein jüngerer Bruder, homosexuell »wird«. Die sexuelle Objektwahl löst sich mit dem Bewußtmachen der Identifizierungen, die ich mit der Metapher »Verrat an Bärbel« markiert habe, ebensowenig auf wie die Kerngeschlechtsidentität sich auflöst, wenn man im Verlauf des analytischen Prozesses Spuren oder Abkömmlinge der elterlichen Wünsche identifiziert, in die das *sex assignment* (das ist die elterliche Zuschreibung ihres Kindes zu diesem und nicht dem anderen Geschlecht) eingebettet ist.

Ein Vater pflegte sich vor seinen vier Kindern damit zu brüsten, es sei sein Ziel gewesen, alle Kinder »auf den selben Geburtstag hinzuficken« - also zu erreichen, daß sie alle am selben Tag Geburtstag hätten. Bei zweien hat er es »fast geschafft«; »zwei waren Volltreffer«. Eine davon, die Erstgeborene, war meine Analysandin. Ihre nächstjüngere Schwester wurde genau auf den Tag ein Jahr nach ihr geboren. Diese Analysandin wuchs in einem Familienklima hoher sexualisierter Dauererregung auf. Sie entwickelte in der Adoleszenz eine manifeste transvestitische Perversion: Sie mußte sich in periodischen Abständen, im Triebdurchbruch, in kaum auszuhaltender sexueller Erregung, zurechtmachen »wie ein Mann, der sich wie eine Frau zurechtmacht« (mit hochhackigen Pumps, halterlosen Strümpfen, Perücke, Trenchcoat usw.). Diese vier Kinder standen natürlich, jedes auf seine Weise, vor dem Problem, »einen eigenen Geburtstag« zu erschaffen, der unverwechselbar wäre und nur diesem und keinem anderen Kind gehörte. Die Aufgabe, eine unverwechselbare körperliche Identität zu errichten, löste die Analysandin mit extrem sexualisierenden Maßnahmen. Die *geheimnisvollen elterlichen Botschaften*, die dieses Kind auf seine Weise zu assimilieren versuchte, seien wiederum zu einem Focus verdichtet: »Du bist zwar auch ein Mädchen; aber in erster Linie bist Du das Schwarze in der Zielscheibe, in die wir Deine nächste Schwester hineingeschossen haben. Auf der Welt zählt nur ficken oder gefickt werden. Ich (Vater) behaupte zwar lautstark, ins Schwarze getroffen zu haben, aber das geheime Ziel wäre ein Junge gewesen.« Aus dieser Analyse habe ich an anderer Stelle (1996) ausführlich berichtet. Diese Frau hatte einerseits ein klare isomorphe *core gender identity*: Sie wußte von sich, daß sie eine Frau war und kein Mann. Zugleich hatte sie aber auch ein *ambiguous core gender* (im Sinne von Person und Ovesey): Sie konnte erst in der Analyse sich und mir ihre Gewißheitheit enthüllen, »innen ein Mann zu sein, von dem niemand außer Sie und ich wissen, daß es diesen Mann gibt«. Diese Gewißheit



war ebenso alt – wenn auch nicht ebenso unverrückbar (wie der Gang der Analyse gezeigt hat) – wie die Gewißheit eine Frau zu sein. Dieser »innere Mann« hatte – aus der Retrospektive der Analyse betrachtet – als »innerer Transvestit« schon immer sein Recht eingefordert. Seine Ansprüche wurden ab dem fünften Lebensjahr durch eine besondere proto-perverse Phantasie- und Spieltätigkeit befriedigt. In ihr drückte sich die sexuelle Objektwahl aus, die dann ab der frühen Adoleszenz die Form der oben angedeuteten transvestitischen Aktionen annahm.

Ich möchte auf keinen Fall den Eindruck entstehen lassen, den unterschiedlichen Arten und Weisen des Homosexuellwerdens, des Perverswerdens, des Heterosexuellwerdens entsprächen spezifische Mutter-Kind-Interaktionsmuster, die sich positiv herauspräparieren ließen. Stoller hat solche positiven Zuordnungen unternommen und »die Mutter des Transvestiten«, »die Eltern des familiendynamisch designierten Transsexuellen« und dergleichen zu sozialpsychologische Typen verdichtet – wie vor ihm Irving Bieber und viele andere. Es hat sich herausgestellt, daß solche Unternehmen klinisch ebenso wie familiensoziologisch in enge Sackgassen führen, in denen man sich nur mit immer neuen Typenbildungen immer weiter festfahren kann. Stattdessen möchte ich die Sichtweise vorschlagen: daß das Primärobjekt mit der Kerngeschlechtsidentität zugleich die sexuelle »Kern«-Objektwahl »prägt« (assign, imprint) – und setze dabei den Terminus *Prägung* ebenso als eine Metapher ein wie den Terminus *Kern*.<sup>14</sup> Dieses *assignment* (Money, Person und Ovesey) oder dieses *imprinting* (Stoller) enthalten die *geheimnisvolle Botschaft* (Laplanche) – und zwar auf doppelte Weise: in Bezug

a)  
b)

auf die sexuelle Identität wie in Bezug auf die (erst sehr viel später manifest und beobachtbar werdende) sexuelle Objektwahl. Person und Ovesey reißen ebenso wie Stoller, Tyson u.v.a. die Bildung von Identität und Objektwahl auseinander und ordnen die Objektwahl ganz der *gender role identity* zu. Mit der Konzeptualisierung, die ich vorschlage, gehen Proto-Geschlechtsidentität und sexuelle Proto-Objektwahl aus derselben »Botschaft« oder demselben »Kern« hervor. Das, was erst sehr viel später als manifeste sexuelle Objektwahl zu beobachten ist, hat demnach schon lange davor eine ebenso unumkehrbare Entwicklungsrichtung angenommen wie die (core) gender identity – und das schon lange vor dem ödipalen Konflikt. Das würde bedeuten, daß das später homosexuell

<sup>14</sup> Lichtenstein spricht in einer klassischen Arbeit im gleichen Zusammenhang, schon vor Stoller, ebenfalls von »Kern«, nämlich vom »nucleus of the emerging human identity ... The imprinting stimulus combination would be the individual and unique unconscious wishes, the unconscious needs of the mother with regard to her child« (1961, S. 202f.).

werdende Subjekt ebenso wie das später heterosexuell werdende Subjekt mit fertiger (wenn auch noch latenter) sexueller Objektwahl in den ödipalen Konflikt eintritt. So wie Stoller (1972) die glückliche Formulierung vom »transsexual to be« geprägt hat (das Mädchen, das später transsexuell werden wird, weil es familiendynamisch »in die Lücke geworfen wird«, die der innerlich abwesende Vater hinterläßt), kann man auch vom »homosexual to be« und vom »heterosexual to be« sprechen. Die so oft beschworene »Angst des Homosexuellen vor der Frau«, sein Vermeiden einer tiefen sexuellen Berührung des anderen Geschlechts, kurz: sein Kastrationskomplex – all das ist demnach sekundär, ohne die Nachgeordnetheit dieser und vergleichbarer Phänomene in ihrer dramatischen Bedeutung geringzuschätzen.

Den eben skizzierten doppelten Kern kann man in Analysen natürlich nur in Spuren und Derivaten erkennen – und das vor allem nur dann, wenn man das Übertragungsgeschehen und das biografische Material mit Hilfe dieses Konzeptes beobachtet. Auch hierin muß ich Person und Ovesey widersprechen (vgl. Anm. 11), wenn sie feststellen, daß mit der psychoanalytischen Theorie nicht die normale *core gender identity*, sondern nur deren »aberrations« (*gender ambiguities*, *cross gender disorders*) beleuchtet werden könnten. Zwar bleibt die Bildung der »normalen« *core gender identity* in Analysen normalerweise stumm, unbesprochen und unbeleuchtet, aber die »aberrations« gewöhnlich auch. Die Mittel, mit deren Hilfe diese sichtbar gemacht werden können, gelten auch für jene.

Das Konzept, das ich eben skizziert habe, hat weitreichende praktische Folgen. Wenn wir wissen, daß die sexuelle Objektwahl im Kern ebenso tief und unumkehrbar verankert ist wie der Kern der Geschlechtsidentität, dann werden wir ihre Änderung kaum als ein Behandlungsziel formulieren – in der Homosexualität so wenig wie in der Heterosexualität. Die »Heilungserfolge« bei Homosexuellen sind sehr oft eine Flucht in die Heterosexualität – mit Hilfe fetischistischer oder vergleichbarer perverser Stabilisierungen –, und zwar eine Flucht vor tiefen Schichten von Objektabhängigkeit in der Übertragung. Kernberg (1992, S. 289) hat meines Erachtens recht in der Beobachtung, daß strukturell hoch entwickelte Homosexuelle, die zu tiefen Partnerbindungen fähig sind, ihre Objektwahl viel schwerer aufgeben als Homosexuelle, die psychisch auf Borderline-Niveau funktionieren und für die es leichter ist, ihre manifest sexuelle Orientierung zu wechseln (»switch«). Ehrlich gesagt ist mir in der gesamten psychoanalytischen Literatur, einschließlich der von Socarides vorgestellten Analysen,

kein Fall begegnet, in denen ein Homosexueller in seiner Objektwahl wirklich heterosexuell geworden wäre.

Daß es keine empirischen Belege für die Annahme einer *angeborenen oder primären Heterosexualität* gibt, war auch schon von Person und Ovesey (1983) festgestellt worden. Diese Annahme war von so unterschiedlichen Autoren wie Jones, Horney, Melanie Klein, Money-Kyrle vertreten worden – und heute wird sie von vielen Analytikern immer noch stillschweigend geteilt. Eine solche Annahme ist nicht nur metapsychologisch sinnlos, sie ist auch ein Störfaktor für die freie Entfaltung des psychoanalytischen Prozesses. Alle Konzepte einer primären Heterosexualität haben in sich einen fundamentalistischen, metaphysischen Kern, der sich mit Psychoanalyse nicht verträgt. Wenn wir dennoch von einem *Primat der Heterosexualität* sprechen wollen, müssen wir psychoanalytisch sorgfältig begründen, was wir darunter verstehen: z.B. daß alle Menschen biologisch aus heterosexuellen Verbindungen hervorgegangen sind – und warum dann dies Hervorgegangen-sein, im Sinne einer Emergenz, auch dann psychisch wirksam werde, wenn es verleugnet wird.

*Die Psychoanalyse tritt als Diskursführerin zurück.* Die Psychoanalyse hat in ihrer Entstehungszeit das Thema der Sexualität und einige Zeit später auch das Thema der Identität mit neuen und starken Bedeutungen ausgestattet. Sie wirken in den philosophischen, kulturwissenschaftlichen und politischen Diskursen weiter, auch wenn von der Psychoanalyse seitdem kaum neue Impulse ausgehen. Indem Freud, besonders in seinen kulturtheoretischen Schriften, das Schicksal der Kultur mit dem Schicksal der sexuellen Entwicklung des Einzelnen verknüpfte und Parallelen von kollektiver Unterdrückung und individueller Neurose herstellte, hat er vielen Idealisierungen und Kurzschlüssen die Tür geöffnet. Einige psychoanalytische Strömungen haben sich lange Zeit so geriert, als hätten sie mit dem Zugang zum Unbewußten des Einzelnen auch den Schlüssel zum Verständnis der Kultur in der Hand. Und viele Anhänger der Psychoanalyse haben Jahrzehnte lang geglaubt, mit der Auflösung von Neurosen sei mehr sexuelle Befriedigung und mit mehr sexueller Befriedigung auch mehr Glück, Harmonie und Gerechtigkeit in der Welt zu erreichen. Diese Zeiten gehören der Geschichte an.

Seit einigen Jahren sind wir mit der Rückseite der früheren Idealisierungen und dem Nachhall der utopischen Waffengänge konfrontiert. In der Öffentlichkeit sind wir einem anhaltenden Klima der Entwer-

tung ausgesetzt. Viele Psychoanalytiker sind hierüber verbittert und reagieren auf den Verlust unserer einstmaligen Größe mit reaktiver Entwertung des Objektes, das uns entwertet: Sie verfallen entweder in massive misanthrope Kritik an der modernen Massenkultur, an der Barbarei der Technokratie, an der Pornographisierung der Gesellschaft usw. – oder sie wenden sich vom entwertenden Objekt ab und ziehen sich zurück in die Reinheit der klinischen Theorie, also metaphorisch gesprochen, in das Refugium der reinen Innerlichkeit. Da die Psychoanalyse trotz aller innerer Entwicklungen in ihren paradigmatischen Grundpositionen immer gleich geblieben ist – und hier sind wir schon wieder beim Thema der Identität –, können sich viele von uns den Rezeptionswechsel in den medialen und wissenschaftlichen Diskursen nur erklären, indem sie zu Feindbildern Zuflucht nehmen. Dabei läge es doch gerade für Psychoanalytiker, die die Kultur wie einen Patienten betrachten, nahe, es als einen Fortschritt der Kur zu werten, wenn die anfängliche Idealisierung der Beziehung endlich aufbricht und die abgewehrten Entwertungen und Enttäuschungen zum Vorschein kommen.

Das Thema der Sexualität eignet sich besonders gut dafür, diese Problematik zu bearbeiten. Von den Anfängen der Psychoanalyse bis in die Zeit der studentischen Protestbewegungen der sechziger und frühen siebziger Jahre wurde unsere Sexualtheorie als kulturrevolutionär, befreiend, aufklärerisch und soweit empfunden. Die entsprechenden Metaphern sind zwar nicht mehr geläufig, aber noch bekannt – und wenn ich sie explizieren würde, würde sich sehr schnell ein schales Gefühl einstellen. Denn inzwischen wird das, was wir zu sagen haben, vielfach als fundamentalistisch, scheinheilig, und reaktionär empfunden – obwohl es doch im Großen und Ganzen dasselbe ist wie das, was wir vor 30 oder 90 Jahren gesagt haben. Wenn Freud 1905 ausarbeitete, warum die Homosexualität und die Perversionen keine angeborenen oder sonstwie zu erklärenden Degenerationen sind, sondern Tribschicksale, die mit der sog. Normalität eine Ergänzungsreihe bilden, dann war das gerade dadurch revolutionär, daß er die psychiatrische Semantik der Abirrungen formal beibehielt, sie jedoch inhaltlich dekonstruierte. Wenn wir 90 Jahre danach immer noch von Abirrungen, Störungen und Pathologien sprechen – nehmen wir, von außen betrachtet, plötzlich eine Rechtsaußenposition ein, denn inzwischen haben sogar die offiziellen psychiatrischen Diskurse, allen voran die Diskursführer DSM und ICD-10, die Homosexualität ersatzlos gestrichen und den früheren, klassischen Einheitsbegriff der Perversion komplett aufgelöst. Plötzlich stehen wir als petrifizierte Fundamentalontologen da, wenn wir immer noch von der *der* Se-

xualität und *der* Perversion sprechen, und besonders, wenn wir darauf bestehen, *die* Homosexualität als Psychopathologie zu bezeichnen<sup>15</sup> – während alle Anderen schon lange die Semantik ausgewechselt haben und von *den Sexualitäten, den Homosexualitäten, von Paraphilien*<sup>16</sup> und sonst etwas sprechen. Und dabei handelt es sich nicht nur um eine Umstellung der Semantik.

*Gender-Konstruktivismus als Diskursführer.* Vergleichbar Stellvertreter-Kriegen können auch soziale Bewegungen Stellvertreter-Charakter annehmen. So führen die *gender-movements*, deren Zeuge wir seit einigen Jahren sind, nicht nur den Kampf um die Anerkennung als »sexuelle Minderheiten«, den sie manifest-politisch führen. Diese Bewegungen<sup>17</sup> und die entsprechenden wissenschaftlichen Repräsentationen (»gender studies«, »gender discourse«) sind gewiß auch darum so attraktiv, weil sie *stellvertretend* für die gesamte Kultur tiefe Verunsicherungen ansprechen, Lebensfragen formulieren und Antworten geben oder suggerieren. Phyllis Greenacre konnte 1958 noch feststellen, daß »only young children, philosophers, artists and certain sick individuals concern themselves constantly with questions of their own identities« (1958, S. 114). Hier wird meines Wissens im übrigen zum ersten Mal in der psychoanalytischen Literatur von Identitäten im Plural gesprochen – und das ist in sich bereits ein Zeichen, daß Identität in Auflösung begriffen ist. In gewisser Weise sind inzwischen alle Mitglieder der Kultur ständig mit ihrer Identität beschäftigt. Die zunehmende Universalisierung von Normen und ihre rapide Entleerung von konkreten, tradierten (regional, ethisch, religiös oder wie auch immer) identitätsstiftenden Inhalten führt zwangsläufig zur Daueraktualisierung einer nur noch prozedural sich ihrer selbst vergewissernden Identität. Wenn nichts mehr so ist, wie es ist, muß man alles, was ist, dauernd reflektieren: Wenn Tomaten durch

<sup>15</sup> Die Ausschußdebatten innerhalb der American Psychiatric Association anläßlich der ersatzlosen Streichung der Homosexualität aus dem Psychopathologie-Katalog sind dokumentiert und sehr spannend nachzulesen in der Monografie von Kenneth Lewes (1988). Damals votierten die Diskursführer der IPA, Bieber und Socarides, in einer atemberaubenden Verkennung aller Zeitströmungen, vehement für eine psychopathologische Klassifizierung der Homosexualität. Aus der unanalytisch-essentialistischen Beweisführung von Socarides geht deduktionslogisch hervor, daß Homosexualität per se pathologisch sein *muß*.

<sup>16</sup> Zum gegenwärtigen Stand der Terminologie, in deren Fortschreibung sich auch immer der Wunsch ausdrückt, dem nackten Kaiser Perversion neue Kleider zu verpassen, vgl. den Überblick von Berner (1996).

<sup>17</sup> Auf dem »Schwulen-und Lesben-Treffen« in Berlin im Juni 1996 wurden immerhin mehr Teilnehmer gezählt als beim Papst-Besuch zur selben Zeit – ein Ereignis, das nicht nur der katholischen Kirche zu denken gab.

Genmanipulation viereckig und haltbar gemacht, Nieren und Geschlecht gewechselt werden, Homosexuelle heiraten dürfen, normale Ehen normalerweise nach viereinhalb Jahren aufgelöst werden, Lesben Kinder adoptieren ... müssen sich alle immer fragen, wer sie sind – weil morgen alles schon wieder ganz anders ist.

Seit etwa zwei Jahrzehnten haben innerhalb der Sozialwissenschaften die Strömungen, die sich selbst als konstruktivistisch – und in den amerikanischen Geisteswissenschaften als dekonstruktivistisch – bezeichnen, zunehmend an Attraktivität gewonnen. Ihre harte Kritik an der Psychoanalyse kann man in dem Differenzschema Konstruktivismus/Essentialismus zusammenfassen. Diesen Strömungen zufolge ist die gesamte Realität, inklusive der psychischen Realität, »konstruiert« und nirgends auf objektive Fakten oder Dinge (Essentiale) rückführbar, die für sich den Status von objektiver Erkenntnis beanspruchen könnten. Es gibt kein »es gibt« mehr; alle Fakten sind *facta* = gemachte. Das veräterische Wort enthüllt sich selbst. Diese Strömungen sehen sich selbst als legitime Erben der Ideologie- und Ontologiekritik, zu der sich einstmals auch die Psychoanalyse rechnen durfte. Hatte die Psychoanalyse am Anfang des Jahrhunderts mit traditionellen »essentiellen« Wissensbeständen – bezüglich der Vorherrschaft der Vernunft, des Ganges der Geschichte, der Reinheit des Kindes usw. – aufgeräumt und wurde sie deswegen gefeiert und gefürchtet, so wird sie am Ende des Jahrhunderts als kulturkonservative essentialistische Macht entlarvt. Alle »facts of life«, mit denen die psychoanalytische Neoklassik nach Freud ihre Ethik der Reife, des Entwicklungsziels und des guten Lebens begründet, werden gewogen, für essentialistisch und mithin für zu schwer befunden. Die sogenannte feministische Wissenschaft, die in ihren Anfängen, mit der Wiederentdeckung und Betonung verborgener weiblicher Tugenden, selbst stark fundamentalistisch getönt war und ihre Kritik am »patriarchalen« Essentialismus Freuds ihrerseits essentialistisch geführt hatte, baute ihre gesamte Flotte auf hoher See nach und nach von essentialistisch auf konstruktivistisch um. Das Flaggschiff dieser Flotte trägt seitdem den Namen *gender constructivism*. Zwar haben die unterschiedlichsten psychoanalytischen Konzepte ihrerseits mit der epistemologischen Umstellung ihres Differenzschemas von »Spiegelplatte« auf »intersubjektiv« (Stichwort: die Wahrheit des Patienten wird nicht vom Analytiker rekonstruiert, sondern von Analytiker und Patient gemeinsam konstruiert) Anschluß an den Konstruktivismus zu finden versucht. Jedoch: Ohne die Festsetzung eines essentialistischen oder »cartesischen« oder metaphysi-

schen Bezugspunktes kann kein psychoanalytischer Prozeß etabliert werden. Und darum kann die Psychoanalyse von jeder »neuen« Wissenschaft, die eine neue Parole als neues Paradigma ausgibt, mindestens solange ins essentialistische oder fundamentalistische Abseits gestellt werden, bis auch »das Neue« der neuen Wissenschaft sich wieder aufgebraucht hat.

Die Botschaft des *gender constructivism* ist suggestiv gerade in ihrer Einfachheit: *Es gibt keine natürlichen Geschlechtsunterschiede; alle Geschlechtsunterschiede sind gemacht.* Die kritische Stoßrichtung, die Monney und auch Stoller im Auge hatten, als sie den angloamerikanischen wissenschaftlichen Geschlechtsbegriffs *sex* in »sex and gender« auseinanderzogen, wird dadurch zugleich überboten und rekursiv vernichtet: Es gibt jetzt nämlich kein *sex* – sei es als »Körpergeschlecht«, sei es als Stammform von »sexuell« – mehr, sondern nur noch »gender« (sozial konstruiertes Geschlecht). Damit erhält die Front zwischen Psychoanalyse einerseits, feministischem und systemtheoretischem Konstruktivismus andererseits eine neue Hauptkampflinie. Bisher war die Psychoanalyse auf die Enthüllung spezialisiert, daß die verschiedenen psychoanalytischen Abfallbewegungen<sup>18</sup> und die Utopisten mit den Perversen darin vereint seien, daß sie in ihrer unbewußten Dynamik den Geschlechtsunterschied leugnen. Der radikale geschlechtskonstruktivistische Diskurs unterläuft diese Enthüllung, indem er den Geschlechtsunterschied *bewußt verneint* und gerade diese Verneinung zu seinem eigenen Differenzschema erklärt, mit dem er sich von den anderen Wissenschaften unterscheidet. Als tendenziell unnormale, nämlich als chauvinistisch, altmodisch oder pseudoreligiös erscheint dann, wer immer noch an die Körpergebundenheit von Geschlechtsunterschieden glaubt.

Auf dem Niveau des wissenschaftlichen Mediums wiederholt sich hier die offensive Verneinung, die wir täglich auf dem trivialen Niveau der *talk shows* beobachten können: Alle möglichen Menschen demonstrieren etwas oder bekennen sich öffentlich zu etwas, das sie als »sexuell nicht festgelegt«, als »Spielart«, als »extreme fashion« oder sonstwie bezeichnen – und das früher als Perversion bezeichnet worden wäre, aber heute, jedenfalls im TV-Medium, nicht mehr so bezeichnet werden darf: öffentliches Bekenntnis zu sadomasochistischen Praktiken; Geschlechtsverkehr mit Schweinen, Hunden und Pferden; Werben für

<sup>18</sup> J. Chasseguet-Smirgel und B. Grunberger behaupten jedenfalls in *Spaltungen in der Geschichte der Psychoanalyse* (1995), daß alle psychoanalytischen Abspaltungsbewegungen von Jung bis Lacan ebenso wie die Perversen das von Chasseguet-Smirgel sogenannte »Universalgesetz« leugnen, nämlich die Geschlechter- und die Generationenschränke.



»non-profit-3-L-Clubs« und dergleichen mehr. Bewußt und aggressiv wird verneint, daß das Angewiesensein auf solche sexuelle Erregung irgendetwas mit Beschämung oder gar Krankheit zu tun habe. Schämen muß sich dann nicht mehr der früher sogenannte Perverse, sondern der Zuschauer – entweder weil er vom Medium invasiv erreicht und sexuell stimuliert wurde, obwohl er sich doch gegenüber solchen Varianten immun wähnte, oder aber, weil er noch nicht auf der Höhe der Medienzeit ist und innere Vorbehalte hat.

Jeder reine Konstruktivismus tendiert gemäß seiner eigenen Aufbau-logik zur Selbstzerstörung. Da er weder einen physischen (»dies ist mein Körper«) noch einen metaphysischen (»dies setze ich voraus«) Referenzpunkt anerkennen darf, kann er nur triviale oder Pseudoschlüsse produzieren. Judith Butlers feministische Programmschrift *Das Unbehagen der Geschlechter* (1990) ist stets in Gefahr, in diese Falle zu geraten; das ist ihr auch von deutscher feministischer Seite entgegengehalten worden.<sup>19</sup> So läßt sich Butlers Folgeschrift *Körper von Gewicht* (1993) auch als der großangelegte Versuch lesen, die heißen Pseudoschlüsse des ersten Werkes abzukühlen. Dem Körper, also dem *sex*, wird jetzt doch ein Gewicht zugestanden, freilich wiederum kein Eigengewicht, kein Nettogewicht, sondern wieder nur ein Verpackungsgewicht, also ein konstruiertes Gewicht. Konstruiert von wem? Da Butler derzeit die prominenteste Vertreterin des *gender constructivism* ist, mögen an ihrer zuletzt genannten Schrift die hiermit aufgeworfenen Fragen noch einmal befragt werden.

Butler ist sich im klaren darüber, daß Konstruktivismus nicht mit »freier Wahl« und Essentialismus nicht mit »Determinismus« zusammenfällt, und argumentiert gegen einen para-konstruktivistischen Primitivismus, der solche Polarisierung nahelegt (1993, S. 132). Sie erkennt auch an, daß es Körper gibt, oder, in der Sprache der formalen Logik, daß Körper *sind*. Wenn sie dennoch darauf besteht, daß diese Körper konstruiert sind, dann meint sie damit, daß »die Materialität des biologischen Geschlechts (*sex*) durch eine ritualisierte Wiederholung von Normen konstruiert ist« (S. 15). In dieser Ritualisierung drücke ein Zwang sich aus, der seine Macht aus den *gender*-Normen selbst bezieht, die ihrerseits bestimmen, was *als körperlich*, was *als Biologie*, was *als psychisch* usw. zu verstehen sei. Darum lehnt Butler jede Anerkennung einer »Vor-

<sup>19</sup> Aus diesem Grund sind auch Feministinnen und Feministen mit dem *gender-constructivism*-Theorem nie richtig glücklich geworden. So jedenfalls Käthe Trettin (1996), eine feministische Philosophin, in ihrer als Rettungsversuch unternommenen Kritik am Geschlechtskonstruktivismus.

gängigkeit« von Natur, also auch von *sex* gegenüber *gender*, ab. Dabei will sie aber nicht stehenbleiben. Daß es kein vordiskursives *sex* gibt, das einen festen (»essentialistischen«) Referenzpunkt bildete, erklärt noch nicht die ihrer Meinung nach entscheidende Frage: wie überhaupt *sex* gedacht werden kann. Wir bewegen uns also unvermittelt in Kantischen Bereichen der transzendentalen Apperzeption. Oder, in Butlers Worten: Sie möchte wissen, »wie die ›Materialität‹ des *sex* (biologisches Geschlecht) zwangsweise erzeugt wird« (S. 16). Man beachte, welche Trope hier apostrophiert wird: Zu Butlers Forderungen an ihr eigenes Denken gehört es, Materie permanent als einen Prozeß der Materialisierung zu denken, »als einen Prozeß der Materialisierung, der im Laufe der Zeit stabil wird, so daß sich die Wirkung von Begrenzung, Festigkeit und Oberfläche herstellt, den wir Materie nennen« (S. 31) Das geht nicht ohne höchste Anspannung ab. Diese niemals sich entspannende, aber auch niemals zu einem Höhepunkt gelangende Anstrengung drückt allen Texten Butlers ihr Gepräge auf.

»Dementsprechend lautet die Frage künftig nicht mehr, wie das soziale Geschlecht (*gender*) als eine und durch eine bestimmte Interpretation des biologischen Geschlechts (*sex*) konstituiert wird (eine Frage, bei der die ›Materie‹ des biologischen Geschlechts von der Theorie ausgespart bleibt), sondern vielmehr: Durch welche regulierenden Normen wird das biologische Geschlechts selbst materialisiert?» (1993, S. 31f.)

Soweit können wir Butler noch folgen; das Konzept *core gender identity* ist, wie ich nachgezeichnet habe, gewiß eine solche »regulierende Norm«, mit deren Hilfe »sex materialisiert wird«. In wessen Namen aber treten diese »regulierenden Normen« auf, wer wacht über die »zwangsweise Erzeugung« solcher Materialität? In Anlehnung an Foucaults Macht-Theorie, die das, was in der klassischen Soziologie »Vergesellschaftung« genannt wurde, ganz als Selbstgenerierung von »Macht« laufen läßt, aber zugleich in einer radikalen Engführung dieses Macht-Selbstlaufs, kennt und anerkennt Butler nur einen Generator von Macht, Zwang und Materie: *Hetero*. Diese Trope wird mit unterschiedlichen Komposita zusammengefügt und wandert dann als *Hetero-Normativität*, *Zwangsheterosexualität*, *heterosexuelle Hegemonie*, *Heterosexualisierung*, *heterosexuelle Regimes*, *heterosexistisch*, *heterosexualisiert* und *Umsturz der Heterosexualität* (S. 11, 17, 131, 297, 305, 308, 310) durch den Text. Diese allgegenwärtige, immer schon strukturierte und immer strukturierende (»materialisierende«) Macht-Trope bedarf ihrerseits keiner Ableitung, ja nicht einmal einer Beschreibung. Offenbar weiß man schon immer, was damit gemeint ist. *Hetero* nimmt in Butlers System die geleugnete essentialistische Stelle ein, von der aus gedacht wird. Sie

taucht aus der konstruktivistischen Daueranstrengung auf wie eine Ursprungsmacht, die dem Gesetz der Wiederkehr des verdrängten Seien- den gehorchen muß.

Es ist nicht mehr die »Kultur« (Freud), die unserem Luststreben Einschränkungen auferlegt und darum Unbehagen bereitet; es ist auch nicht mehr deren politökonomische Präzisierung als »Gesellschaft« (Freudomarxisten von Reich bis Marcuse); und schon gar nicht eine als »Patriarchat« diagnostizierte Kultur (konventioneller Feminismus vor der gender-konstruktivistischen Wende). Quelle des Unbehagens ist das *Hetero*. In Butlers Texten begegnen uns niemals ein Mann und eine Frau, auch nicht Frauen und Männer, und erst recht kein Kind, weder als Kind der Mutter, noch als Kind der Eltern, noch als gewünschtes Kind, noch als Kind unter Kindern. Butler analysiert nicht den oder die empirische Hetero-, sondern operiert mit einem intelligiblen Hetero. Und diese Trope erscheint immer nur in zwingender, einschränkender, verfolgender Gestalt. Setzte man für diese Trope probeweise *Urszene* ein – dann käme man zu dem Schluß: Judith Butler wird verfolgt vom bösen elterlichen Koitus. Damit wären wir rekursiv doch auf Freuds *Unbehagen* zurückgeworfen: den sexuellen Ursprung der Kultur.

Mit großem subsumtionslogischem Aufwand untersucht Butler die Stelle, die nicht in *Hetero* aufgeht. Sie findet sie in *drag*, *fag* und *queer*. Das sind Slang- oder eher schon umgangssprachliche Ausdrücke für Transvestit, Tunte (Abkürzung von »fagot«) und Warmer. Und zwar ist *queer* ebenso veraltet wie der deutsche Ausdruck *Warmer*, der inzwischen ebenso durch *Schwuler* ersetzt ist wie *queer* durch *gay*. Butler philosophiert nun extensiv über die Möglichkeit eines Risses in der »heterosexuellen Performativität« (S. 304), der auch *drag*, *fag* und *queer* unterliegen. Analog der linguistischen Bewegung, die das ursprünglich verächtliche »schwul« in eine Signatur der positiv besetzten homosexuellen Identität transformierte und analog dem *gender movement* von *gay pride* möchte sie die Lücke auffinden, an der *drag* und *fag* in dieses »heterosexistische Regime« einwandern können. Auch hier begegnen uns natürlich keine empirischen *drags* und *fags*, sondern wiederum nur deren intellegible Entkörperungen. Darum fühlen wir uns auch bald nostalgisch an *Geschichte und Klassenbewußtseins* von Georg Lukács (1923) erinnert, wo wir seinerzeit gelernt hatten, warum das intellegible Proletariat als revolutionäre Klasse gar nicht anders kann als über die reformistischen Verzagtheiten des empirischen Proletariates zu siegen – und von der Klasse an sich zur Klasse an und für sich werden muß. Ein Text, der uns heute unüberbietbar maniert erscheint und der doch vor 30 Jahren

den Kristallisationskern des philosophischen Diskurses bildete, aus dem dann authentische politische Bewegungen ihre Identität bezogen. So maniert und schräg (»queer«) die *queer*-Philosophie von Butler auch anmuten mag, sie hat gerade hierin ihre Wahrheit. Diese Philosophie ist authentisch schräg. Judith Butler führt einen Kampf um die Anerkennung der »Körper außerhalb der Norm« (1993, S. 10), und zugleich ist sie selbst dieser Kampf. Sie inszeniert sich selbst als Philosophie und bestätigt damit die Botschaft dieser Philosophie: die Identität von *gender* und *identity*. In dieser Tendenz zur Selbstpräsentation kommt aufs Neue zum Ausdruck, wie sehr Kunst und Sexualität in ihren Tiefenschichten übereinstimmen. An der künstlerischen Moderne ist von unterschiedlichen Beobachtern als ein Hauptmerkmal betont worden: Abwendung vom Zeigen eines Gegenstandes oder einer Stimmung, Hinwendung zum Zeigen des Zeigens.

*Many Genders?* Butler demonstriert mit dem Gewicht des eigenen Körpers, daß der Kampf um Anerkennung mit der inzwischen erfolgten »Akzeptanz der sexuellen Minderheiten« gerade nicht erledigt ist. Mit dieser Anerkennung tun sich Psychoanalytiker vielleicht noch schwerer als andere Menschen innerhalb der Norm (vgl. Dannecker, 1996). Aus vielerlei Gründen mißtrauen wir sowohl dem Begriff der Akzeptanz als auch dem der Minderheit. Klinisch werden wir auf eine besondere Weise intim berührt von dem *Anderen* am Anderen, also auch von den Perversionen und der Homosexualität. Und täglich sind wir ebenso mit dem modernen Opportunismus und der Scheinhaftigkeit in der »Akzeptanz von ...« konfrontiert. Darum verfolgen wir die Bezeichnung »Minderheit« dort mit Mißtrauen, wo die Selbstnennung zur »Minderheit« dazu dient, ein sexuelles Verhalten der Analyse und damit der eventuellen Bezeichnung als psychopathologisch zu entziehen. Dieser Prozeß der Selbstnennung zur Minderheit ist historisch besonders eindrucksvoll an der Transsexualität zu beobachten. Vor 30 Jahren noch eine besonders schwer zu behandelnde Untergruppe innerhalb der Perversionen – und vom Transvestitismus oftmals gar nicht unterschieden – sind »die Transsexuellen« in Deutschland, unter anderem mit einem eigens für sie geschaffenen Gesetz, zur sozialen Minderheit der »transsexuellen Menschen« avanciert, mit allen hiermit verbundenen Privilegien. Zu diesen Privilegien gehört nicht zuletzt der Schutz vor »Psychopathologisierung«. In modernen Gesellschaften ist es nicht mehr möglich, eine ganze soziale Gruppe mit einer psychopathologischen Diagnose zu versehen. Wer Transsexualität heute noch als Perversion bezeichnet, ist auf dem

Weg, gegen ein Menschenrecht zu verstoßen. Und nach den Transsexuellen – die Exhibitionisten, die Pädophilen, die Sadomasochisten? Alle diese und noch viele andere sexuelle Selbst-Präsentationen sind auf dem Weg, sich in der einen oder anderen Form als soziale Identitäten zu präsentieren (vgl. Sigusch, 1992, S. 105 ff.). Dabei wird *gender* von der Metapher zur Parole: im Kampf um die Anerkennung eines Andersseins – mit allen Lügen und Selbstlügen, die in die Selbststilisierung solcher »Betroffenenengruppen«<sup>20</sup> als »sexuelle Minderheiten« eingehen. Bedeutet die willfährige Anerkennung all dieser »früheren« Perversionen als Lebensform nicht die Preisgabe eines Entwicklungsziels der Psychoanalyse, nämlich der Unterscheidung von primitiven und reifen, kranken und gesunden sexuellen Formen?

Für die Homosexualität ist dieser Prozeß der Formierung als soziale Lebensform seit längerem abgeschlossen. Wie immer man psychoanalytisch zur nosologischen Abgrenzung von Homosexualität und Perversion stehen mag – homosexuelle Männer lieben nun einmal andere Männer, vergesellschaften sich mit ihnen zu Lebens- und anderen Gemeinschaften. Darin unterscheiden sie sich fundamental von den Perversionen. Wie immer es zu dieser sozialen Bildung gekommen ist, sie ist als eine gewordene anzuerkennen.<sup>21</sup> Nur innerhalb des Rahmens dieser Anerkennung können das Besondere einer Lebensform und damit auch die in ihr zutage tretenden besonderen Psychopathologien erfaßt werden. Bis heute ist dieser Rahmen psychoanalytisch noch keineswegs errichtet: Heterosexuelle sind in ihrer Heterosexualität fraglos anerkannt, bevor sie als impotente Männer, als anorektische Frauen, als Kinderschänder usw. untersucht werden – Homosexuelle nicht. Diese Anerkennungsproblematik spiegelt sich in den nicht endenden Erörterungen darüber, ob Homosexualität in sich selbst eine Psychopathologie ist. Kernberg fand hier zuletzt zu der diplomatischen Formulierung: »Homosexualität neigt dazu, jedenfalls soweit wir sie psychoanalytisch untersuchen können, sich selbst als klinisch mit signifikanter Charakter-

<sup>20</sup> Das periodisch erscheinende Mitteilungsblatt einer solchen Gruppe wirbt für die Anerkennung des Exhibitionismus mit der Idee: »Ich denke an das legale Ausleben der Sucht in bestimmten vorher bekannten Bereichen. So könnte es Cafés ... geben, in denen in einem abgeschlossenen Bereich das Zeigen erlaubt ist. ... Den Zugang für Frauen kann man dahingehend attraktiv machen, daß sie z.B. für Kaffee und Kuchen nichts bezahlen müssen« (Material AHS, Gießen, Nr.3/1996, S.3). Ob das wohl funktionieren würde?

<sup>21</sup> Die Bedeutung des Gegensatzpaares Anerkennung-Mißachtung wird philosophisch weit ausgreifend und für unsere Diskussion grundlegend erörtert von Axel Honneth. Honneth untersucht die strukturellen »Formen der Mißachtung, der Herabwürdigung von individuellen oder kollektiven Lebensweisen« (1992, S. 217) und ihre Folgen. Grundlegend auch: Benjamin (1990).

störung verbunden zu präsentieren« (1992, S.289). Man spürt bei der Lektüre regelrecht, wie glatt das Parkett ist, das von »... immer eine schwere Störung« (z.B. Bieber, Chasseguet-Smirgel, Rosenfeld, Socarides) über »... nicht als eine besondere Gruppe« (Freud) bis zu »... in sich selbst keine Störung« (Morgenthaler, Stoller) reicht.

Führen wir zum Beleg nur eine Äußerung von Judith Kestenberg über »den Homosexuellen und seine Verwandten, die Fetischisten, Transvestiten und Transsexuellen« (Kestenberg, 1971, S. 99) an. Angesichts der Mißachtung, die hierin zum Ausdruck kommt, kann man sich nur wundern, daß das Mißtrauen, das der Psychoanalyse von der homosexuellen Intelligenz beiderlei Geschlechts und gleichgültig welcher Verwandtschaft entgegengebracht wird, so differenziert und so sublim durchgearbeitet ist, wie es ist. Ein Satz wie der über »den Heterosexuellen und seine Verwandten, die Exhibitionisten, Kinderschänder und Anorektikerinnen« würde nur darum nicht als entwertend empfunden, weil er keinen Sinn macht: weil »Heterosexueller« niemals als Diagnose verwendet wird und der Satz darum formal mißglückt ist.

Was macht *gender* so attraktiv, daß es zur Hauptmetapher für eine Epoche wird? Das Kennzeichen einer Hauptmetapher, sagt der norwegische Schriftsteller und Literaturwissenschaftler Jan Kjaerstad, »ist, daß sie mehr Information über das Original vermitteln kann, als wir vom Original selbst erhalten können« (1996, S. 17). Die Metapher muß das Versprechen mitführen, eine Frage zu beantworten, die so neu ist, daß sie noch gar nicht gestellt, weil noch nicht in Sprache ausgedrückt werden kann. Wer aber ist das Original, über das uns die Hauptmetapher *gender* etwas vermittelt? Ist es das *Geschlechterverhältnis* – also das »äußere« Verhältnis von Mann und Frau? Kaum, denn dieses »Verhältnis« war ja so erschöpfend vom konventionellen Feminismus behandelt worden, daß der *gender discourse* neben ihn und sogar an seine Stelle treten mußte. Oder die *Geschlechterspannung* – also der epochale Niederschlag eines aus dem Geschlechtsdimorphismus sich ergebenden »inneren« Spannung »im« Mann und »in« der Frau? Der Sache nach schon eher, jedoch operiert die Begrifflichkeit von Geschlechterspannung mit einer gemeinsamen Schnittmenge von konventionellen psychoanalytischen und soziologischen Konzepten – und hat damit von vornherein die Hoffnung enttäuscht, *das Neue* zum Sprechen bringen zu können.<sup>22</sup>

Welches noch stumme *Neue* soll durch *gender* zum Sprechen gebracht

<sup>22</sup> So habe ich in *Geschlechterspannung* mit meiner Bezugnahme auf die paläobiologische Lehre von Max Hartmann und ihre Bestätigung durch Starck die oben angeführte Fragestellung von Judith Butler bearbeitet – die Frage, die ich damals noch gar nicht kannte:

werden? Die Antwort des Rätsels liegt höchstwahrscheinlich in der Formulierung des Rätsels selbst. *Gender* möchte sich selbst als stets neu, als unendlich vielfältig, als nicht auf »2« (~ Mann und Frau) beschränkt, zur Darstellung bringen. Ich nehme an, daß eine mit objektiv hermeneutischen Mitteln durchgeführte semantische Analyse diesen Befund erbringen würde. Eine im *gender*-Diskurs immer wiederkehrende suggestive Formulierung lautet *many genders*, vorgetragen etwa in der Programmatik der Zeitschrift *Gender and Psychoanalysis* (gegründet 1996), die das inzwischen ausdifferenzierte wissenschaftliche Sub-Subsystem »Kritik der psychoanalytischen mainstream Auffassung zur Geschlechtsidentität« vertritt. Hier wird noch einmal sichtbar, wie sehr *gender* jede Verankerung mit dem klinisch-psychoanalytisch-soziologisch-sozialpsychologischen Mutterschiff gelöst hat und in eine eigene Umlaufbahn eingetreten ist. *Many genders* heißt: alle je-meinigen sexuellen Befindlichkeiten streifen nun das »sexuell« von sich ab und treten in eigenem Namen und letztlich nur noch als ein *ich-für-mich* auf. *Gender* wird zur Metapher der Identität; das alte *sexuelle* an der *Identität* wird getilgt – und mit ihm der an die Sexualität gebundene Konflikt. Jedenfalls könnte das die Intention sein: All das, was früher an sexuelle Zustände oder Konflikte – und also auch an Diagnosen und andere Objektivierungen – gebunden war, soll verschwinden. Der gewissermaßen präkonstruktivistische Fetischist, den Freud in seiner Praxis gesehen hatte, wollte einen Stiefel küssen, den er (a) nicht fand und über den er (b) so unglücklich und schuldig wurde, daß er (c) Psychoanalyse suchte und dort (d) wegen des Lustgewinns, der seiner Perversion inhärent ist, für schwer behandelbar erklärt wurde. Der genderkonstruktivistische Fetischist präsentiert seinen Fetisch als einen ohne Schuld gefundenen, nämlich als eines von *many genders*, *als seine Identität*, und verlangt soziale Anerkennung.

---

»Durch welche regulierenden Normen wird das biologische Geschlecht selbst materialisiert?« Der Embryologe Starck hatte, ohne dies ahnen zu können, das konstruktivistische Theorem elegant bestätigt, indem er auf der Entwicklungsstufe der Protisten die Gametenkulturen »z« und »x« als »mehr weiblich« und »weniger weiblich« benannte und dann ausführte, daß das, was wir als biologischen Sexualdimorphismus bezeichnen, als Konstrukt und nicht als Faktum beginnt (Reiche, 1990, S. 9). Daß ich mich auf diese Art Denken bezog, hat mir den Vorwurf einer unverständlichen Rückkehr zum Biologismus, also zum »Alten« eingebracht, vorgetragen von moderaten Feministinnen und besonders natürlich von ihren männlichen Paladinen. Das »Neue«, zu dem dieser Rückgriff führt, wurde nicht erkannt.



*Schluß.* Freud hatte noch nicht mit dem Begriff der Identität operiert. Identität gehörte zur stummen, gesicherten Hintergrundüberzeugung, vor der analysiert und theoretisiert wurde. Die Absicht von Stoller, von Money und von denen, die ihnen folgten, war gewesen, Ordnung in das unübersichtliche Feld der Geschlechtsidentität und in das Feld dessen zu bringen, was in den *Drei Abhandlungen* Abweichung vom Sexualziel (~ Perversionen) und vom Sexualobjekt (~ Homosexualität) genannt worden war. Ein kurzer Blick auf die Folgen belehrte uns: Es wurde nicht Ordnung geschaffen, sondern eine alte Ordnung mit all ihrer internen Unordnung durch eine neue Ordnung ersetzt, die alsbald noch viel mehr interne Unordnung generierte. Mit unverhohlenem Haß blickt Money am Ende seines Forscherlebens auf das, was die Konstruktivisten aus seinem Kind, dem *gender*, gemacht haben (1994, S. 25). Butler schließlich und die, die ihr folgen, wollten eine alte Ordnung durch eine neue Unordnung erschüttern: *gender troubles*. Auch das ist ihnen nicht geglückt. Butler konstruiert das *Hetero* als so zwingend, daß sie, interessierte sie sich für diese Frage als einer empirischen, zu dem Schluß kommen mußte: Die Ordnung der Geschlechter ist so festgefügt wie eh und je. Money, Stoller und der konstruktivistische *gender*-Diskurs haben *zusammen* etwas ganz anderes erreicht: nämlich die Verdrängung des sexuellen Konflikts aus dem Diskurs über die Geschlechtsidentität. Dieser Konflikt war in dem ursprünglichen psychoanalytischen Konzept der konstitutionellen oder »durchgängigen« (Freud, 1920, S. 283) Bisexualität des Menschen aufgehoben gewesen. Dieses Konzept war an seinen Rändern offen gegenüber einer nicht-deterministischen Biologie und gegenüber der Konstruiertheit des Geschlechts. Wendungen wie die von der »relativen Stärke der beiden Geschlechtsanlagen« (Freud, 1923, S. 261) müssen nicht unbedingt als »biologistisch« interpretiert werden; sie verweisen genau so, in ihrer Bezugnahme auf Max Hartmann, auf eine proto-konstruktivistische Ader. Im Zentrum dieses Konzeptes steht jedoch der – unlösbare – sexuelle Konflikt.

Der Sieg von *gender* über *sex* ist ein Zeitzeichen. In ihm verdichten sich drei Wünsche. Der erste Wunsch: der Zersetzung der starren, konventionellen Geschlechtsrollen-Stereotype mögen »reale« geschichtliche Tendenzen zur Auflösung der Geschlechtsgrenzen entsprechen; der zweite Wunsch: dem sexuellen Konflikt dadurch zu entgehen, daß man ihn für gelöst erklärt und sein Substrat als »meine Identität« behauptet; der dritte Wunsch: die neuen Begriffe, die sich aus dem Zwang ergeben, universelle Probleme immer wieder neu zu formulieren, mögen auf ein noch nie dagewesenes Neues verweisen. In allen Wünschen ist auch eine

Wahrheit enthalten. In welcher relativen Stärke sie mit Illusion und Manipulation vermischt ist? Fast möchte man mit Freud antworten: Das hängt ab von der relativen Stärke der beiden Geschlechtsanlagen. Hier brauchen zur Abwechslung die Karten einmal nicht neu gemischt zu werden.

(Anschrift des Verf.: Priv.-Doz. Dr. Reimut Reiche, Anton-Burger-Weg 91, 60599 Frankfurt a.M.)

### Summary

*Gender without Sex. The gender concept – history, function and change of function.* – Originally, the introduction of the gender concept into the debate on the sexes and sexuality served to point up semantically what threatened to be submerged in the concept "sex". Gender is fueled by the force with which it divorces itself from sex. Today the force of this dissociation has been lost sight of. Sex-free gender is a buzzword, an all-purpose metaphor used freely in scientific and political debate. Reiche traces the development of the gender debate with reference to the work of Judith Butler, which embodies a complete dissociation from all essentialist and material references and contents which the term »sex« necessarily implies. In Butler's work everything is a »construction« except the hetero, which is one with the ubiquity of societal power as posited by Foucault. Reiche insists that Freud's concept of constitutional bisexuality is open-ended and flexible enough to both forswear deterministic biology and capture the constructed nature of sexual difference. The author interprets the triumph of gender over sex as a sign of the times, a materialization of the wish for conflict-free sexuality. The price to be paid for the consummation of that wish is the repression of sexuality.

### BIBLIOGRAPHIE

- Amendt, G. (1996): Genderaspekte im Schüler-Lehrer-Verhältnis. *Leviathan*, 26, 372–373.
- Baker, R. (1994): Psychoanalysis as a lifeline: A clinical study of a transference perversion. *Int.J.Psychoanal.*, 75, 743–753.
- Benjamin, J. (1990): Ein Entwurf zur Intersubjektivität: Anerkennung und Zerstörung. In: Dies.: *Phantasie und Geschlecht. Studien über Idealisierung, Anerkennung und Differenz*. Basel/Frankfurt a.M. (Stroemfeld) 1993.
- Berner, W. (1996): Wann ist das Begehren krank? Vom Perversionsbegriff zur Paraphilie. *Z.f.Sexualforschung*, 9, 62–76.
- Butler, J. (1990): *Das Unbehagen der Geschlechter* (orig: *Gender Trouble*). Frankfurt a.M. (Suhrkamp) 1991.
- (1993): *Körper von Gewicht* (orig: *Bodies that Matter*). Berlin (Berlin Verlag) 1995.
- Bloom, H. (1989): Die heiligen Wahrheiten stürzen. *Dichtung und Glauben von der Bibel bis zur Gegenwart*. Frankfurt a.M. (Suhrkamp) 1991.
- Chasseguet-Smirgel, J., und B. Grunberger (1995): Die durch das Evangelium gefährdete Psychoanalyse. In: L. Hermanns: *Spaltungen in der Geschichte der Psychoanalyse*. Tübingen (edition diskord), 144–152.
- Dannecker, M. (1996): Probleme der männlichen homosexuellen Entwicklung. In: V. Sigmund (Hg.): *a.a.O.*, 77–91.

- David, C. (1973): Les belles differences. In: *Bisexualité et differences des sexes*. Sondernummer der Nouvelle Rev.Psychanalyse, 231–250.
- Dietzen, A. (1993): *Soziales Geschlecht*. Soziale, kulturelle und symbolische Dimensionen des Gender-Konzeptes. Opladen (Westdeutscher Verlag).
- Düring, S. (1996): Probleme der weiblichen sexuellen Entwicklung. In: V.Sigusch (Hg.): a.a.O., 32–43.
- Freud, S. (1905): Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. G.W. V, 27–145.
- (1920): Über die Psychogenese eines Falles von weiblicher Homosexualität. G.W. XII, 269–302.
- (1923): Das Ich und das Es. G.W. XIII, 235–289.
- Greenacre, P. (1958): Early physical determinants in the development of the sense of identity. In: Dies.: *Emotional Growth*, Bd. I. New York (Int. Univ. Pr.) 1971.
- Honneth, A. (1992): Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Kernberg, O. F. (1992): *Aggression in Personality Disorders and Perversions*. New Haven/London (Yale Univ. Pr.).
- (1995): *Love Relations – Normality and Pathology*. New Haven/London (Yale Univ. Pr.).
- Kjaerstad, J. (1996): Metapher und Metonymie. Schreibheft Nr.48, Essen (Rigodon).
- Kestenberg, J. S. (1968): Außen und Innen, Männlich und Weiblich. *Jahrb. Psychoanalyse*, 31, 1993 (Teil I) und 32, 1994 (Teil II).
- (1971): A developmental approach to disturbances in sex-specific identity. *Int. J. Psychoanal.*, 52, 99–102.
- Laplanche, J. (1988): *Die allgemeine Verführungstheorie*. Tübingen (edition discord).
- Lewes, K. (1988): *The Psychoanalytic Theory of Male Homosexuality*. New York (Simon and Schuster).
- Lukács, G. (1923): *Geschichte und Klassenbewußtsein*. Berlin (Malik).
- Lichtenstein, H. (1961): Identity and Sexuality. *J.Am.Psychoanal.Ass.*, 9, 179–260.
- Mertens, W. (1992): *Entwicklung der Psychosexualität und der Geschlechtsidentität*. Bd.1. Stuttgart (Kohlhammer).
- Meyenburg, B. (1996): Geschlechtsidentitätsstörungen im Kindes- und Jugendalter. In: V. Sigusch (Hg.): a.a.O., 312–326.
- Money, J. (1955): Hermaphroditism, Gender and Precocity in Hyperadrenocorticism: Psychological Findings. *Bull.Johns Hopkins Hosp.*, 96, 253–264.
- (1985): Gender: history, theory and usage of the term in sexology and its relationship with nature/nurture. *J.Sex.Marit.Therapy*, 11, 71–79.
- (1994): Zur Geschichte des Konzepts Gender Identity Disorder. *Z.f.Sexualforschung*, 7, 20–34.
- Person, E.S., und L.Ovesey (1983): Psychoanalytische Theorien zur Geschlechtsidentität. *Psyche*, 47 (1993), 505–529.
- Reiche, R. (1990): *Geschlechterspannung. Eine psychoanalytische Untersuchung*. Frankfurt a.M. (Fischer TB).
- (1996): Psychoanalytische Therapie sexueller Persionen. In: V.Sigusch (Hg.): a.a.O., 241–265.
- Sigusch, V. (1992): *Geschlechtswechsel*. Hamburg (Klein).
- (Hg.) (1996): *Sexuelle Störungen und ihre Behandlung*. Stuttgart (Thieme).
- Stoller, R. J. (1968): *Sex and Gender*. Vol I: The development of masculinity and femininity. New York (J.Aronson).
- (1972): Etiological factors in female transsexualism. A first approximation. *Arch. Sex. Behavior*, 2, 47–64.
- Trettin, K. (1996): Philosophische Überlegungen zur Konstruktion des Geschlechts. *Z.f.Sexualforschung*, 9, 189–204.
- Tyson, P. (1982): A Developmental line of gender identity, gender role and choice of love object. *J.Am.Psa.Ass.*, 30, 61–86.